

Inhalt

Meine Bilder <i>und worüber wir miteinander plaudern</i>	9
Professor Karl Heim <i>und wie der Boden unter unseren Füßen wankte</i>	11
Der Herr Kirchenpfleger <i>und wie die Heuhaufen weggetan wurden</i>	21
Wilhelm Steinhausen <i>und ein Traum war aus</i>	26
Wilhelm von Oranien <i>und wie die „Schwarze Galeere“ einen Jungen gefangen- nahm</i>	36
D. Paul Humburg <i>und wie ein Sturm entfacht und ein anderer gestillt wurde</i>	41
Johann Gottfried Herder <i>und wie das bunte Leben einen aus dem „Mushof“ ver- trieb</i>	53
Julius Bläling <i>und was ein Männerzorn vermag</i>	69
Charles Haddon Spurgeon <i>und eine große Entdeckung in der Weltstadt Berlin</i> . . .	79
Wilhelm Böhm <i>und die richtige Weichenstellung im richtigen Augenblick</i>	91
Hans Haberl <i>und wo einer am besten schlief</i>	99
Gottfried Daniel Krummacher <i>und was man als Luftschutzgepäck mitnahm</i>	102

John Mott	
<i>und die Wellen gingen hoch</i>	116
Wilhelm Weigle	
<i>und wozu man Autoschlosser braucht</i>	126
D. Walter Alfred Siebel	
<i>und wir sangen und sangen und sangen</i>	143
Baron von Kottwitz	
<i>und wie einer sich in besten Kreisen bewegt</i>	146
Alfred Christlieb	
<i>und Seelsorge unter Kastanienbäumen</i>	156
Friedrich von Bodelschwingh, der Vater,	
<i>und unheimliche Tiefen des Schmerzes</i>	174
Fritz von Bodelschwingh, der Sohn	
<i>und wie zwei auf der Kanzeltreppe saßen</i>	186
Gottfried Dühr	
<i>und der Friedensschluß im Flugzeug</i>	196
Professor D. Dr. Schmidt-Metzler	
<i>und eine Kapazität lehrte Stelzenlaufen</i>	208
Hans Dannenbaum	
<i>und beinah ging der Blitz daneben</i>	216
Karl Barth	
<i>und „Wer fällt zuerst herunter?“</i>	225
Gaspard, Admiral von Coligny	
<i>und die Geschichte eines gefährlichen Irrtums</i>	229
Alfred Zeller	
<i>und „Das ist doch kein Mann für uns!“</i>	243
Richard Rothe	
<i>und warum ein Bild doch nicht weggeworfen wurde</i> ..	256

Nils Hauge	
<i>und die Entdeckung des Originals</i>	265
Johann Kaspar Lavater	
<i>und Goliath in der „Reblauge“</i>	272
Doppelte Verwandtschaft	
<i>und auch Frauen</i>	280
<i>Das Bild in der Mitte</i>	
<i>und worauf es ankommt</i>	295

Meine Bilder und worüber wir miteinander plaudern

„Das ist . . .“

Offenbar fehlte dem jungen Norweger das rechte Wort. So schwieg er und sah sich nur erstaunt um.

Nun bin ich wirklich der Ansicht, daß mein Studierzimmer sehenswert ist.

Da sind die vielen hohen, vollgepackten, Bücherschränke! Sie enthalten manches Kleinod. Ich habe eine reichhaltige Sammlung geistlicher Literatur, die in den Buchhandlungen längst nicht mehr zu haben ist. Und in der schönen Literatur versuche ich auch, auf dem laufenden zu bleiben.

Aber nicht die Bücher hatten es dem jungen Norweger angetan.

Seit vielen Jahren habe ich versucht, mir die Bilder von Menschen zu verschaffen, die durch ihre Bücher oder in persönlicher Begegnung für mich etwas bedeuten. Jede freie Stelle zwischen den Bücherregalen ist ausgefüllt mit diesen Bildern.

Es sind etwa 150. Für die arme Hausfrau bedeuten sie eine rechte Plage. Denn es ist eine große Mühe, wenn alle hundertfünfzig beim Hausputz abgenommen, geputzt und wieder an der richtigen Stelle aufgehängt werden müssen. Aber ich habe zu meiner Freude eine Hausfrau, die diese Mühe gern auf sich nimmt. Ihr ist nämlich – um einen Ausdruck der Bibel zu brauchen – die „Wolke von Zeugen“ ebenso lieb wie mir.

Da stand also der junge Norweger und ließ seine Blicke umhergehen: „Haben Sie die Bilder nach irgendeinem Gesichtspunkt angeordnet?“

„O nein! Sie wurden aufgehängt, wie es gerade kam, wo sich

Platz fand. Da hängt das Bild des Bauern neben dem des Gelehrten, das Bild eines Alten neben dem des Jungen, das Bild eines Mannes aus dem 16. Jahrhundert neben dem eines, der in der Gegenwart lebt.“

Es sei hier angemerkt, daß es in diesem Buch genauso zugeht. Es wird geplaudert. Und dabei geht das Gespräch ja auch hin und her. Man wird vergeblich eine Ordnung nach zeitlichen, sachlichen oder sonstigen Gesichtspunkten suchen.

„Haben Sie“, fragte der Student nun, „auch einen Norweger dabei?“

„Nein!“ antwortete ich. „Aber ich hätte gern das Bild des norwegischen Laienpredigers Nils Hauge. Doch konnte ich es bisher nirgendwo bekommen.“

„Ich werde es Ihnen aus Norwegen zusenden!“ versprach der Student. „Aber nun erzählen Sie mir von diesen Leuten!“

Dann habe ich ihm erzählt. Dabei war es, als wenn die Männer und Frauen aus dem Rahmen träten und neu zu mir kämen. Es wurde eine schöne Stunde für uns.

So will ich auch in diesem Buche erzählen und mir wieder einmal die gesegneten Menschen aus den Rahmen rufen. Ich tue es mir selbst zuliebe. Daß der Herr Verleger dies Erzählen als Buch herausgeben will, halte ich bei der Flut der Bücher, die jetzt erscheinen, für ein gewagtes Unternehmen, zumal ja gar nicht recht klar ist, was dies Buch nun eigentlich darstellt. Hier wird mein eigenes Erleben gemischt mit den Lebensbeschreibungen der Menschen, von denen meine Bilder sprechen. Eine recht verworrene Sache!

Aber vielleicht macht dem einen oder andern ein Besuch in meinem Studierzimmer Freude. Solchen Leuten drücke ich im Geist die Hand und danke ihnen jetzt schon fürs Zuhören.

Professor Karl Heim und wie der Boden unter unseren Füßen wankte

Da hängt an der Wand eine Photographie des Theologie-Professors Karl Heim. Sogar mit seiner eigenen Unterschrift! Die habe ich ausgeschnitten aus einem Brief, den er mir einst schrieb, und unter das Bild geklebt.

Eines Tages saß Karl Heim in meinem Studierzimmer. Als er auf einmal sein eigenes Bild entdeckte, wurde er verlegen und fast ärgerlich. „Warum haben Sie denn *mein* Bild aufgehängt?“ fragte er. Es schien dem demütigen Mann sehr verständlich, daß ich den Bauernprediger Hauge und den großen Dänen Kierkegaard, den englischen Erweckungsprediger Spurgeon und den bedeutenden Professor Martin Kähler in meinem Zimmer hatte. Aber daß ich sein Bild an die Wand hängte, erschien ihm als eine Überschätzung seiner Bedeutung.

Da konnte ich wieder einmal feststellen, daß wirklich große Leute demütig sind. Bei Karl Heim aber hing diese Demut sicher mit seinem Christenstand zusammen.

Als er gegangen war, wurde mir meine Bildersammlung fragwürdig. War das Ganze nicht doch Menschenverehrung, die dem heiligen Gott verhaßt ist, weil sie seine Ehre beeinträchtigt? Sollte ich nicht doch lieber diese Bilder von der Wand nehmen?

Aber dann fiel mir das Wort aus dem Hebräer-Brief im Neuen Testament ein: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Ihr Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“ Ja, der unbekannte Verfasser des Hebräer-Briefs hat im 11. Kapitel auch solch eine Sammlung von Glau-

bensvorbildern veröffentlicht. Und dann fährt er fort: „Da wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, laßt uns ablegen die Sünde, die uns immerdar anklebt und träge macht, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens!“

Also ließ ich das Bild von Karl Heim hängen. Und die andern auch.

So oft ich die Photographie ansehe, drängt sich eine Menge Erinnerungen auf:

1919! Der Krieg war zu Ende. Ich zog als Student der Theologie in das entzückende Tübingen. Bis zum Ende des Studiums bin ich nie mehr von Tübingen weggekommen. Es war nicht nötig. Denn gerade damals wechselten viele Professoren, so daß ich es nicht machen mußte wie die meisten Studenten, die ein paarmal die Universität wechseln. Wir blieben – und die Professoren wechselten.

Es waren herrliche Jahre! Die Jugendbewegung, die wie ein Sturm damals durch das deutsche Land ging, zog mich in ihren Bann. Was für erlebnisreiche Wanderungen haben wir gemacht! Von einer romantischen Fahrt will ich berichten:

Leuchtende, sonnige Pfingsttage am Bodensee! Es blühen die Bäume. Die Vögel singen. Und wir Studenten singen auch. Mit ein paar Freunden habe ich mich von Tübingen aus aufgemacht zu einer Wanderung. Die Inflation hat begonnen. Aber das ist für uns nicht so wichtig, denn wir haben sowieso kaum Geld.

In unsern Rucksäcken finden sich ein paar kümmerliche Suppenpäckchen. Als es Mittag ist, gehen wir in ein Bauernhaus und bitten die Bäuerin, sie möge uns erlauben, auf ihrem Herd unsere Suppe zu kochen.

Das wird gern gewährt. Denn damals, im Jahre 1920, fahren noch keine Autos am Bodensee. Es kommen wenig Fremde in die einsamen Dörfer. So bringen wir „fahrenden Scholaren“ willkommene Abwechslung in die stille Welt.

Während einer in der Küche kocht, sitze ich in der Stube

beim Bauern und erzähle, erzähle, erzähle. Bald steht ein Krüglein Most auf dem Tisch. Und Äpfel liegen da! Und Brot! Den Koch fragt inzwischen die Bäuerin: „Ist das euer ganzes Essen? Diese Päckchen-Suppe? Seid ihr so arm? Dann ist es doch besser; ihr eßt mit uns!“

Und nun dürfen wir uns satt essen an „Spätzle“ und Schinken und Gemüse. Zum Dank singen wir noch ein Lied. Währenddem stopft die Bäuerin Brot und Obst in unsere Rucksäcke. Und lange winken die Leute uns nach, während wir unsere Straße weiterziehen und ein Fahrtenlied singen. Den Massen-Fremdenverkehr gab's damals noch nicht. Dafür aber köstliche menschliche Begegnungen . . .

Der Abend senkte sich herab. Wir lagen am Seeufer und schauten immer wieder über die blaue Fläche – zu den weißhäuptigen Schweizer Bergen. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich sie. Wir hatten den Krieg hinter uns. Tausendfach hatten wir vier dem Tod ins Auge geschaut. Offiziere waren wir gewesen mit einer Verantwortung, die für uns junge Burschen viel zu groß war. Nun holten wir alles nach, was wir versäumt hatten – all das, um was man unsre Jugend betrogen hatte: Jugendseligkeit und Romantik.

Weißer Segel ziehen dem Ufer zu, eins nach dem andern. „Da drüben liegt Überlingen!“ sagt einer. „Da war heute Segelregatta. Auf einem Plakat habe ich es gelesen. Da wird's viel Leute geben. Wir sollten uns nach einem Quartier umsehen!“

Ich lege das Bändchen mit den Eichendorff-Novellen, in dem ich gerade ein wenig gelesen hatte, beiseite. Wie gern las ich sie damals, die wunderbaren Geschichten des schlesischen Romantikers, in denen Posthörner durch stille Sommernächte klingen, in denen weiße Schlösser geheimnisvoll grüßen, in denen es wimmelt von edlen Gräfinnen, von fahrendem Studentenvolk und wundersamen Abenteuern!

Noch ganz im Banne meines lieben Eichendorff erkläre ich meinen Freunden: „Dieser blaue Abend, der so zögernd her-

absinkt und den leuchtenden Tag kaum zu verdrängen wagt, wird uns die große Überraschung bringen!“

„Überraschung?!?“

„Ja! Eine Gräfin wird uns auf ihr weißes Schloß einladen . . .!“

Und damit packen wir unsere Rucksäcke auf den Rücken und ziehen auf Überlingen los.

Hier ist großer Betrieb. Die Regatta hat viele Menschen hergelockt. Die Gasthäuser und Wirtshäuser sind voll mit fröhlichen Leuten.

Um uns kümmert sich keiner. Weit und breit keine edle Gräfin! Ein Bauernwirt, den wir um ein Nachtlager in seiner Scheune bitten, jagt uns davon. Ein Polizist bietet uns Quartier im – Polizeigewahrsam an. Wir danken höflich und landen schließlich auf dem Marktplatz. Der Brunnen rauscht. Langsam verlöschen die Lichter der Stadt. Vom Turm schlägt es Mitternacht.

Wir sitzen auf dem Brunnenrand und klimpern leise auf der Klampfe.

Da kommen zwei Damen über den stillen Platz: eine ältere, ganz in Schwarz, und eine junge, ganz in Weiß. „Die Gräfin!“ flüstere ich begeistert.

Die beiden gehen an uns vorbei, kehren aber gleich wieder um: „Die Herren haben kein Unterkommen?“ fragt die Dame in Schwarz.

„Nein!“ antworte ich. „Wir warten!“

„Oh! Darf man fragen, worauf Sie warten?“

„Gewiß!“ Und dann platze ich heraus: „Auf eine Gräfin, die uns in ihr weißes Schloß einlädt.“

Die junge in Weiß lachte hellauf. Die ältere schwarze Dame lächelt still und sagt: „Ja, Gräfin bin ich. Aber – in ein weißes Schloß kann ich Sie leider nicht einladen, so gern ich es täte. Sie sind gewiß Studenten . . .“ Ich nicke, und das Herz klopft mir bis an den Hals.

„Aber . . .“ Sie flüstert ein paar Worte mit der jungen Dame.

Und dann zeigt sie, daß sie literarisch gebildet ist. Sie hat nicht nur sofort meine Eichendorff-Sprache verstanden. Jetzt fragt sie: „Kennen Sie Scheffels ‚Eckehard‘?“

Ich nickte begeistert. Wie sollte ich diese herrliche Mönchs- und Rittergeschichte nicht kennen! Schon fährt meine schwarze Dame fort: „Vielleicht erinnern Sie sich, daß da von dem unglücklichen Kaiser Karl dem Dicken die Rede ist, der . . .“

„. . . der um seiner Trägheit willen abgesetzt wurde“, falle ich ihr unhöflich ins Wort, „und dann am Bodensee in den Tuffstein-Höhlen lebte.“

„Richtig!“ sagt die Dame. „Und denken Sie, diese Höhlen sind noch vorhanden, gleich zehn Minuten von hier. Die Bauern bringen ihr Heu hinein. Wäre das nicht ein romantisches Nachtquartier für Sie?“

Allgemeine Begeisterung! Also – das ist doch beinah ein Königsschloß! Überschwenglicher Dank! Und begleitet von der Weißen und der Schwarzen ziehen wir los. Ich sehe im Geist noch den mondüberglänzten Hohlweg vor mir, den es steil hinaufgeht. Die ganze Welt duftet nach Blüten, Flieder und andern Wohlgerüchen.

Und da sind tatsächlich die Höhlen. Wir verabschieden uns und kriechen in das duftende Heu. Schlafpillen hatten wir nicht nötig . . .

Ein überheller Sonnentag weckt uns auf. Unter uns glänzt der See wie Silber. Und da drüben der Säntis auf der Schweizer Seite! Die Kühle des Morgens hat allen Zauber der Nacht vertrieben.

Klar und nüchtern stehen wir wieder auf dem Boden der Wirklichkeit. Und noch mächtiger wird die Wirklichkeit, als wir nun unser Morgenlied anstimmen:

„Alles vergehet, / Gott aber stehet
Ohn alles Wanken. / Seine Gedanken,
Sein Wort und Wille hat ewigen Grund.

Sein Heil und Gnaden, / Die nehmen nicht Schaden,
Heilen im Herzen / Die tödlichen Schmerzen
Halten uns zeitlich und ewig gesund.“

Ich hatte eine romantische Wohnung oben im alten Tübinger Schloß. Hier trafen sich jeden Abend meine Freunde. Dann ging das Diskutieren los. Es waren viele Probleme, die uns bedrängten. Die alte Welt des Kaiserreichs, die uns noch im Kriege geprägt hatte, war versunken. Eine neue Welt stieg herauf. Mit der wurden wir nicht fertig. Dazu kamen all die Fragen, die jedem jungen Menschen Not machen.

Und dann wurde Professor Heim von Münster nach Tübingen berufen. Heim war beständig im Gespräch mit der Naturwissenschaft und der Philosophie. Er öffnete gewissermaßen seinen Studenten die Fenster zu diesen Fakultäten. Dabei vertrat er sein schwäbisches, pietistisches Erbe in der akademischen Welt überzeugend und vollmächtig. Er war lange Zeit Reisesekretär der „Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung“ gewesen. Schon im Jahre 1900 hatte er in Paris während des Burenkrieges eine aufregende Studentenkonferenz entscheidend mitgestaltet, in der die Auseinandersetzungen zwischen Engländern und Holländern eine zum Zerreißen gespannte Atmosphäre geschaffen hatten. Ebenso erregend war seine Arbeit unter Studenten in Riga und Petersburg, wenige Jahre vor der russischen Revolution. Er hatte viele ökumenische Beziehungen und eine große Kenntnis der Weltreligionen, namentlich des Buddhismus.

Das kann man gar nicht beschreiben, welche Bedeutung er damals für die Studenten bekam. Seine Vorlesungen über Ethik mußte er im großen Festsaal halten. Und der war zu klein. Da saßen und standen Studenten aller Fakultäten und hörten atemlos zu. Denn Heim nahm furchtlos alle Probleme der Zeit vor und stellte sie in fast grübelnder Weise in das Licht des Wortes Gottes.

Unser kleiner Freundeskreis hat manches langweilige Kolleg geschwänzt. Einer wurde hingeschickt. Und aus dem, was er mitgeschrieben hatte, übernahmen wir das Notwendigste in unsre Kolleghefte.

Aber wenn Karl Heim Dogmatik las, fehlte keiner. Das waren „Sternstunden“. Da lernten wir richtig „denken“. Und mehr! Da wurde unsre ganze Existenz bis in den Grund in Frage gestellt. Und dann wurde uns deutlich, daß das Evangelium uns die einzige Möglichkeit wirklichen Lebens gibt.

Einmal fing Karl Heim eine Vorlesung damit an, daß er von dem stillen Begleiter sprach, der immer neben uns geht, dem Tod. Wir wüßten nicht, wann er uns die Hand auf die Schulter lege. Dann wäre das Leben abgeschlossen, und es stehe die Frage da, ob wir den Sinn unseres Lebens erfüllt hätten.

Und nun fragte er nach dem Sinn des Lebens. Er untersuchte in vielen Kollegs, ob die Philosophie, ob die Naturwissenschaft, ob die Mathematik, ob die Religionen oder irgend etwas anderes uns diese brennende Frage beantworten können. Er ging hinein in die tiefsten Verzweigungen. Und am Ende kamen wir leer zurück. Wir standen vor einem Trümmerhaufen. Niemand kann die Frage nach dem Sinn des Lebens beantworten.

In uns keimte still die Antwort: „Vielleicht ist das Leben sinnlos! Wahrscheinlich ist es sinnlos, nach einem Sinn zu fragen!“ Aber dann nahm Heim uns die Antwort aus dem Mund: „Und wenn wir nun ohne einen Sinn unser Leben führen – und es hatte doch einen Sinn? Und wenn wir nun diesen Sinn verfehlen, dann war unser einziges Leben verspielt.“

Vier Jahre in den Kämpfen des Ersten Weltkriegs haben mich nicht so verzweifelt auf die Frage nach dem Sinn des Lebens geführt wie diese Stunden bei Heim. Es war, als wenn der Boden unter unseren Füßen wankte. Welche Stille war im Hörsaal, als er nun sagte: „Kein Mensch kann uns die Frage beantworten. Sie kann nur beantwortet werden vom Schöpfer durch Offen-

barung.“ Und dann ging er zur Bibel: „Hier ist die Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens: ‚Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde‘ – ‚auf daß wir etwas seien zum Lobe seiner Herrlichkeit.‘“

Wir waren wie Leute, die endlos durch einen Dschungel gewandert sind. Und nun stehen sie auf einmal auf einem Berg, wo sich ihnen eine weite Aussicht eröffnet. Die Bedeutung der Bibel ging uns auf. Und die Bedeutung der Offenbarung Gottes in Jesus! Und was „glauben“ ist, das fingen wir neu an zu begreifen.

Und das alles wurde nun nicht vorgetragen von einem Redner, der uns überrollte. Heim sprach mit einer leisen, bohrenden Sprache, die keinen Enthusiasmus vertrug. Hier ging es, obwohl wir bis in die Tiefen unseres Lebens erschüttert wurden, immer um klares Denken.

Diese Vorlesungen bestimmten die Tübinger Zeit und machten sie schön.

Es war ja diese Zeit nach dem Ersten Weltkrieg so unsagbar arm. Wir hungerten und froren. Wir liefen in alten, abgewrackten Uniformen herum. Aber das machte nichts. Wir waren glücklich. Wir lernten.

Die Freunde, die nicht Theologen waren, nahmen uns mit in medizinische Kollegs. Oder zu einem berühmten Volkswirtschaftler. Die Welt tat sich uns auf.

Oft feierten wir Feste. Dann holten wir uns aus einer Armenküche einen ganzen Eimer Suppe. Dazu brachte jeder mit, was er gerade von zu Hause bekommen hatte. Und dann gab es Gastmähler, die festlicher waren als irgendein Staatsbankett heute in Paris oder Bonn.

Eine große Bedeutung gewann für uns das Gasthaus des „Blauen Kreuzes“. Die Studenten nannten es respektlos „Zum blauen Affen“. Diese kleine Wirtschaft lieferte jeden Abend punkt 19 Uhr etwa 100 Portionen Bratkartoffeln. Leider aber gab es mindestens 600 Anwärter auf diese 100 Portionen. Da-

mals kannte man noch nicht die gesegnete Einrichtung der Mensa, durch die die heutigen Studenten sichergestellt sind.

Es kam also alles darauf an, vor 19 Uhr im „Blauen Affen“ zu sein. Heims Ethik-Vorlesung aber schloß genau um 19 Uhr. Wenn wir dann zu den Bratkartoffeln stürzten, waren sie schon ausverkauft.

Professor Heim hatte Humor genug, mit sich verhandeln zu lassen. Er begann und schloß seine Vorlesungen nun 10 Minuten früher. Kaum hatte er geschlossen, stürzte alles los. Aber – o Schreck! – es waren immer noch Hunderte von Anwärtern da. Sie hatten alle bei Heim gegessen.

Ja, es war eine schrecklich arme Zeit. Und doch – all die Armut konnte die unendliche Schönheit jener Zeit nicht trüben.

Die Jahre gingen dahin. Ich war Jugendpfarrer in Essen geworden. Da erhielt ich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg einen Brief von Karl Heim. Welch eine Aufregung! Voll Freude las ich, daß er mich zu einer Evangelisation nach Tübingen lud. Er teilte mir mit, daß er im Auftrage eines großen Kreises schriebe. Mancherlei Geister hätten sich zusammengefunden, um diese Evangelisation in der Tübinger Stiftskirche vorzubereiten: Professoren und die Heilsarmee, die „Altpietistischen Gemeinschaften“ und die „Liebenzeller“, studentische Kreise und Pfarrer.

So traf ich denn, als ich in Tübingen angekommen war, am ersten Abend in der Sakristei diese bunte Schar, versammelt zur Gebetsgemeinschaft.

Bei der Evangelisation geschah etwas Seltsames. Ich begann an einem Abend den Vortrag mit dem Bericht über ein Gespräch, das ich gerade an diesem Tag mit einem Tübinger Bürger gehabt hatte. Der sagte zu mir, als ich ihn zu den Versammlungen lud: „Das ist nichts für mich. Ich bin ein Mensch, der mit beiden Beinen auf dem Boden steht!“ Darauf erwiderte ich ihm erregt: „Auf welchem Boden stehen Sie denn!? Merken Sie denn nicht, daß der Boden unter uns wankt?“

Kaum hatte ich das erzählt, da fing der Boden tatsächlich an zu wanken. Es geschah ein kleines Erdbeben, das immerhin so stark war, daß die Lichtleitungen versagten. Es wurde stockdunkel.

Ich bekam einen Schrecken. Die alte Stiftskirche war überfüllt. In allen Gängen standen Menschen. Sogar auf der Kanzeltreppe saßen sie. Wie, wenn jetzt ein Stein aus dem Gewölbe sich löste! Oder wenn eine Panik entstand!

Es schien mir das Beste, wenn ich einfach weitersprach. So redete ich in das Dunkel. Und die Menschen regten sich nicht. Sie empfanden dies Erdbeben wie eine Bestätigung meiner Worte. Es war so still, daß mich der Gedanke überfiel: „Sie sind alle leise weggegangen.“

Aber dann kam aus der Sakristei ein Zug von jungen Leuten mit Kerzen. Sie verteilten sich still durch die Kirche. Der bekannte Stiftsmesner Weber hatte schnell reagiert und für diese wundervolle Beleuchtung gesorgt. Es war wie eine kultische Handlung, als der stille Zug der Lichtträger durch die Kirche zog.

Aber bei all dem war Karl Heim nicht dabei. Er war damals schon todkrank. So durfte ich ihn nun eines Tages besuchen.

Er saß, sehr bleich und abgezehrt, in seinem Sessel, eingehüllt in warme Decken. Mit Erschütterung sah ich in das edle Gesicht und brachte schließlich nur heraus: „Herr Professor! Es bewegt mich bis in die Tiefen meines Herzens, daß ich meinem verehrten Lehrer gegenüber sitzen darf.“ Heim lächelte und erwiderte: „Und mich bewegt es ebenso tief, daß mir mein Schüler gegenüber sitzt, dessen Weg ich im Geist verfolgt habe durch die Arbeiterbezirke des Ruhrgebiets.“

Und dann berichtete er mir: „Jeden Abend um 20 Uhr, wenn Sie auf die Kanzel steigen, dreht meine Frau hier das Licht ab. Und dann bete ich in der Dunkelheit und Stille für Sie und die Versammlung.“

Der Herr Kirchenpfleger und wie die Heuhaufen weggetan wurden

Ein gutes, breites, bäuerliches Gesicht; schneeweiße Haare; ein dichter, gestutzter Schnurrbart, der einem englischen Lord gut anstünde; schwarzer Anzug und schwarze Krawatte – so zeigt ihn die Photographie. Die tief gefurchte Stirn und der grübelnde Ausdruck der Augen lassen erkennen, daß der Mann zu jenen Württembergern gehört, die als Schüler der geistlichen Schwabenväter Bengel, Oetinger, Fricker, Johannes Kullen und anderer nicht nur um ihr bäuerliches Anwesen besorgt sind, sondern die auch das Heil ihrer Seele mit Ernst suchen und die über der Bibel oder bei den stillen Gängen hinter dem Pflug den großen Gedanken Gottes nachgehen.

Jedesmal, wenn ich das Bild ansehe, taucht ein kleines Jugenderlebnis in mir auf, an dem dieser Mann kaum beteiligt ist.

Ein heißer Sommermittag brütet über dem Alldorf Hülben. Wir sitzen in der alten Schulstube. Es riecht nach Fußbodenöl und Menschen. Draußen gackert ab und zu ein aufgeregtes Huhn. Neben mir drängt sich in den engen Bänken eine Schar Vettern, die wie ich etwa 10 Jahre alt sind und hier bei Verwandten die Ferien verbringen.

Die Schulstube ist gedrängt voll mit Frauen und Männern. Vorn an einem Tisch sitzen einige ältere Brüder. Da ist der gewaltige alte Schill mit seiner mächtigen Nase und dem langen Patriarchenbart. Neben ihm, klein, bescheiden und geheiligt, der Gottlieb Schwarz, den ich glühend verehere. Und noch manche andre – Bauern, Handwerker und Fabrikarbeiter.

Man ist zu einer jener schwäbischen „Stunden“ versammelt,

wie man sie in vielen württembergischen Dörfern und Städten findet. Es sind Privat-Erbauungs-Versammlungen, in denen man tiefer in Gottes Wort eindringen will und sich Kraft und Trost für den Alltag holt.

Der Leiter setzt sich umständlich die Brille auf die Nase, schlägt ein schwarzes Buch auf und beginnt das Lied, das jetzt gesungen werden soll, vorzusagen.

Der Rektor Kullen stimmt an. Und nun schallt eins der Lieder, die nicht im Gesangbuch stehen, durch die offenen Fenster in den stillen Nachmittag.

Ich erinnere mich, wie an jenem Nachmittag mich auf einmal ein heißes Glücksgefühl überkam. Ferien! Die Schule, die mir immer Angst machte, weit weg! Hier in diesem Kreis fühlte ich eine wunderbare Geborgenheit. Ich denke, der Junge empfand unbewußt etwas von dem friedevollen Wesen des Heiligen Geistes, der in der Gemeinde Jesu Christi regiert.

Und es war gut, den Brüdern zuzuhören, von denen einer nach dem andern das Wort zu dem vorgelesenen Text ergriff. Langweilig war es nicht, wenn sie in breitem schwäbischen Dialekt oft ernst, oft auch fröhlich und immer originell von Gottes Heilstaten, von seiner guten Führung oder von den Erfahrungen mit ihrem Heiland sprachen.

Vieles aus diesen Stunden hat sich mir unverlierbar eingeprägt. Da sprach man an einem Sonntag über das Wort Jesu: „Es kann niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater.“ Ein Bruder schilderte, wie er als junger Mann Gott habe weglaufen wollen. Aber dann fing der himmlische Vater an, durch den Heiligen Geist zum Sohne zu ziehen. „Des war en Zug!“ sagte er. „Do konnt i net widerschtehe, so mächtig war der Zug. O, der starke Zug!“ Und nun wandte er sich an seinen Nachbarn: „Gelt, Jakob, du hoscht de Zug au g'schpürt!“ Der nickte kräftig: „Jo, i han en au g'schpürt.“

Ich war ein Junge und verstand nicht viel von dem, wovon sie sprachen. Aber ich begriff: Es ist etwas Großes, wenn Gott

selber sein Werk in einem Menschenherzen beginnt. Und es kam die Zeit, wo auch ich „de Zug schpürte“.

Wie schön war es, wenn in den Sommerferien, die wir als Kinder immer im großelterlichen Schulhaus in Hülben verbringen durften, der Vater verkündete: „Morgen ist Monatsstunde in Würtingen. Wer will mitwandern?“ Da schrie alles: „Ich! Ich!“ Zu den „Monatsstunden“ kommt man von vielen Dörfern und Städtlein zusammen.

Diese herrlichen Sommermorgen! Durch die Buchenwälder ging's hinunter ins Tal nach Urach. Köstlich der Gang durch das liebe alte Städtchen mit dem rauschenden Marktbrunnen und den alten Giebelhäusern!

Da stand dann wohl der Wirt vom „Grünen Baum“ vor der Tür und rief meinem Vater zu: „So früh schon auf den Beinen?“ „Ja“, antwortete der Vater. „Wir gehen zur Monatsstund' nach Würtingen! Und vorher“ – und dabei zeigte er lachend auf seine mächtige Gestalt – „will ich mir den Speck ablaufen.“ Darauf erwiderte der Wirt gemächlich: „O, Herr Pfarrer, des verschpret Se nochher alles wieder hi!“ („Das frühstücken Sie alles wider hin!“)

Von Urach ging's wieder hinauf auf die Höhen. Das letzte Stück, ein heißer Feldweg, wurde uns Kindern oft sauer.

Aber in Würtingen wartete man schon auf Mittagsgäste. Gastfreundschaft gehört zum schwäbischen Gemeinschaftswesen. Bald saßen wir in einer niedrigen Bauernstube, aßen Nudelsuppe und Rindfleisch. Und dann ging's in die kühle Kirche oder in einen Schulsaal zur „Stund“.

Ich erinnere mich ganz besonders an eine dieser Monatsstunden: Nach tagelangem Regen war dieser Samstag strahlend schön aufgegangen. Das war für viele der bäuerlichen Brüder eine starke Versuchung, jetzt lieber „ins Heu“ zu gehen, statt zur Monatsstunde zu wandern. Doch das geistliche Verlangen und die Liebe zu den Brüdern zogen stärker.

Als nun aber die „Stund“ begann, spürte man eine gewisse

Zerstreutheit. Die Bauern waren im Geist bei ihrem Heu.

So stand der Leiter, ein alter Bauer, auf und sagte lächelnd: „O Brüder! Tut doch eure Heuhaufen jetzt weg, daß es Platz gibt für den Heiland!“

Da lachten sie, weil sie sich erkannt sahen, und „taten die Heuhaufen weg“. Es wurde eine gesegnete Stund'. Und die Woche darauf war es so strahlend schön, daß alle Sorgen weggeblasen wurden.

Als junger Student bin ich, sooft ich konnte, von Tübingen aus zu solchen Gemeinschaftsstunden auf die Alb gefahren oder gewandert und lernte dabei, daß es unter den schwäbischen Gemeinschaften mancherlei Strömungen gibt: Da sind die „Hahner“, die gern aus den Büchern des tiefsinnigen Bauern Michael Hahn vorlesen. Da sind die „Liebenzeller“, die mehr ein Gewächs der Gegenwart sind und sich in der Form der industrialisierten Welt anpassen. In Hülben waren es die „Alt-Pietisten“, bei denen ich heute noch meine geistliche Heimat habe.

Und wenn ich – verständiger geworden – den Brüdern zuhörte, ging mir auf, daß hier etwas ganz Großes geschieht: Hier sprechen Nicht-Theologen über Gottes Wort. Hier sind nicht – wie so oft in den Kirchen! – ein Amtsträger und ein Predigtpublikum, hier wird wirklich lebendige Gemeinde sichtbar. Und hier erfährt man, wie Nachfolge Jesu im alltäglichen Leben einfacher Menschen aussieht. In diese feierlichen Versammlungen schaute zu allen Fenstern der Alltag herein.

Ich erinnere mich deutlich an die Stunde, als ich – ein junger Student – zum erstenmal vom Leiter aufgerufen wurde: „Kommet Se au nach vorn! Sie müsset au e Wörtle sage!“ Keine Ehre der Welt hätte mich so erregen können wie dieser Augenblick, wo die Brüder mich als vollwertig in ihren Kreis aufnehmen.

Eine Wand von Bildern könnte ich füllen, wenn ich all die „Brüder“, die ich lieb gewonnen habe, hier zeigen wollte. Nun

hängt für sie alle das Bild vom Kirchenpfleger Franz Schwenkel in meinem Studierzimmer. Er wurde immer mehr eine geistliche „Säule“ in der Hülbener Stunde und darüber hinaus.

Sein Bauernhaus mit dem Misthaufen an der Straßenseite lag dem großelterlichen Schulhaus gegenüber. So lernte ich ihn gut kennen. Und er wurde mir ein lieber Freund. Ich habe ihn gesehen, wenn er mit seinem Kuhwagen aufs Feld fuhr oder wenn er sein Vieh fütterte. Und ich sah ihn, wenn er im schwarzen Sonntagsanzug zur Kirche oder zur Stunde ging.

An ihm wird ein besondrer Zug des schwäbischen Alt-Pietismus deutlich: Daß man sich treu zur Kirche hält, ob der Pfarrer nun die „Stunden“ gern sieht oder ob sie ihm ein Ärgernis sind. Die Stundenleute gehen zur Kirche, und der Pfarrer darf wissen, daß da betende Männer und Frauen unter seiner Kanzel sitzen. Der Franz Schwenkel war jahrelang Kirchenpfleger. In Norddeutschland nennt man dies Amt „Kirchmeister“. Treu hat er seiner Kirche gedient.

Wenn ich sein Bild ansehe, meine ich, wieder den Geruch der Schulstube zu riechen und den schönen Gesang der Jesus-Lieder zu hören. Und dann ist mir, als müßte jetzt der „Franz“ den Mund auf tun, um von den lieblichen und schweren Erfahrungen mit seinem Heiland zu reden.

Wilhelm Steinhausen und ein Traum war aus

Neben dem elterlichen Pfarrhaus in Frankfurt lag ein großer eingezäunter Bauplatz, auf dem eine Kirche erbaut werden sollte, wenn der Saal für die Lukaskirche nicht mehr genügte.

Dieser „Kirchplatz“ war jahrelang der Privat-Spielplatz der acht Busch-Kinder.

Hier wurden Hütten gebaut aus alten Lumpen und Brettern. Hier konnte man sich austoben in wilden Spielen. In der Mitte erhob sich sogar ein Hügel von etwa zwei Meter Höhe. Dieser „Berg“ wurde bald zum Mount Everest ernannt, der bekanntlich der höchste Berg der Erde ist. Ein andermal war er der „Spionskop“, um den die deutschen Schutztruppen damals während des Herero- Aufstandes in der Kolonie Süd-West-Afrika kämpften.

Aber eines Tages war es mit der Herrlichkeit zu Ende. Im Jahre 1911 – ich war gerade 14 Jahre alt geworden – wurde mit dem Bau der Lukaskirche begonnen. Doch wir wurden für den Verlust unseres Spielplatzes reich entschädigt. Denn viel Interessantes gab es jetzt zu sehen und zu erleben.

Damals lebte in Frankfurt eine Amerikanerin, die eine große Verehrung für Steinhausens Kunst hatte: Rose Livingstone. Die ließ verlauten, sie wolle aus ihrem bedeutenden Vermögen eine Kapelle errichten und durch Steinhausen ausmalen lassen. Mein Vater hörte davon und legte ihr nahe, sie möge doch die Lukaskirche für jene Kapelle nehmen. Rose Livingstone ging darauf ein. Steinhausen nahm den Auftrag an. Und damit trat der bedeutende Maler in unser Leben.

Wie oft sah ich nun die patriarchalische Erscheinung mit dem langen, weißen Bart auf unser Haus zukommen, um irgend etwas mit meinem Vater zu besprechen. Seltsam erschien es mir, daß meist auch meine Mutter herbeigerufen wurde. Ja, oft führte sie allein das Gespräch mit dem Künstler.

Erst später habe ich richtig begriffen, was diese Besuche bedeuteten. Wenn der Alte sich in die Ecke des roten Sofas sinken ließ, manchmal wie ausgepumpt und müde, dann bat er meist nur: „Sagen Sie mir etwas!“ Der gewaltige biblische Stoff seiner Bilder überwältigte ihn immer wieder. Er kam sich dann vor wie einer, der eine unmögliche Wanderung durch unbekanntes Gebiet angetreten hat; wie ein Verdurstender oder wie ein Hungernder nach einer inneren Wegweisung oder auch nur Anregung.

Manchmal hat ihm meine Mutter dann nur noch einmal die biblische Geschichte erzählt oder erklärt, an der er gerade arbeitete. Oder er sprach mit meinem Vater über Kirche, Gemeinde, Volk und was ihn gerade bewegte und umtrieb.

Dann konnte es geschehen, daß er auf einmal wie neubelebt aufsprang und davonging. Er hatte etwas gefunden, was später in den Bildern herrlichen Ausdruck fand.

Wie gesagt – richtig habe ich das erst später verstanden. Für den 15jährigen Jungen war das Ganze oft etwas geheimnisvoll.

Mir ist von jenen Besuchen nur ein etwas lustiges Erlebnis in der Erinnerung geblieben: Im Gespräch mit den Eltern hatte der Künstler einige neue Gedanken bekommen und wollte sich schnell Notizen machen. Stolz zog er einen Füllfederhalter – damals noch eine seltene Sache – hervor und erklärte dabei, dieses wertvolle Instrument habe er vor kurzem geschenkt bekommen. Er schraubte die Kappe ab – und schon waren seine Finger mit Tinte verschmiert. Ärgerlich über diese Hemmung bei der großen Inspiration warf er einfach den Halter in den Papierkorb und murmelte einiges Verblüffende über

„technischen Kram“ und „neumodisches Zeug“ in seinen bewundernswerten Bart.

Ich hatte still in einer Ecke gesessen und getan, als sei ich vertieft in ein Buch. In Wirklichkeit hatte ich die Ohren gespitzt, um etwas von den geheimnisvollen Gesprächen mitzubekommen.

Aber als das Wertstück nun in den Papierkorb flog und Steinhausen bestürzt seine Tintenfinger anstarrte, war es um meine Fassung geschehen. Ich lachte laut heraus, der Maler lachte mit – und damit trat einmal auch meine unbedeutende Gegenwart ins Blickfeld des verehrten Mannes – was ich so sehr ersehnte.

Es entstand ein reger Verkehr zwischen Steinhausen und uns. Bei allen Familienfesten gehörte der Künstler bald zu den ständigen Gästen. Aus dem Verkehr wurde ein gegenseitiges Nehmen und Geben. Fein spricht davon ein Brief Wilhelm Steinhausens an meinen Vater:

„Sehr lieber Herr Pfarrer!

Ich bin in einer Schuld, wenn ich daran denke, daß ich für so viele Dinge zu danken habe, aber es ist wohl nicht anders. Da, wo wir wahrhaft verpflichtet sind, bleiben wir in solcher Lage. Ich denke, ich will es auch bleiben, da es ja mit der großen Liebe zusammenhängt. Sie haben mir meine Aufgabe leicht und schwer gemacht, aber ich will davon nicht reden, was ich hätte tun sollen. Es bleibt für mich eine große Freude und ein tiefer Ernst, einer Verpflichtung nachzugehen und sie zu verfolgen, und wenn es nicht zu Ende kommen kann, so sei es für mich keine Schuld. Es ist mir eine große Sehnsucht, die mich zu Ende meines Lebens verfolgt und mahnt und mir ja auch den großen Wunsch gegeben hat. Der bleibt ja bis ans Ende und auch der Dank für Sie, der ihn weckt.

Nun bleibe es so wie eine Gabe, die nie verlischt.

Behalten Sie in Erinnerung, der gern manches gewollt und vieles beklagt.

In Verehrung W. Steinhausen“

Inzwischen wurde die Lukaskirche fertig. Im Oktober 1913 wurde sie eingeweiht. Das war ein Freudentag für Vater. In dieser Kirche hat er gelehrt, gepredigt und von Christus gezeugt, bis sie ihn aus dieser Kirche hinaustrugen zur ewigen Ruhe.

Im letzten Kriege wurde die Lukaskirche mit den herrlichen Bildern bei einem Fliegerangriff zerstört. „Etwas Edles ging zugrund“, sagt C. F. Meyer einmal in dem Gedicht über die „Bilderstürmer“. So muß man im Blick auf die Lukaskirche und ihre Bilder auch klagen.

Für mich, den heranwachsenden Jungen, war die Begegnung mit dem großen Maler, der nie genug gewürdigt wurde, bestimmend. Die Verbindung mit ihm riß nach der Vollendung der Kirche nicht ab. Denn als die Kirche längst in Gebrauch war, malte er weiter an dem Auftrag. Er malte nicht auf die Wände, sondern auf riesige Leinwandstücke, die in seinem Atelier aufgespannt waren.

Die Stadt Frankfurt, damals eine große Förderin der Kunst, hatte hinter dem berühmten Städelmuseum einige Ateliers gebaut, die namhaften Künstlern zur Verfügung gestellt wurden. Wie oft bin ich durch diese Maler- und Bildhauer-Werkstätten gestrichen! Bei den jüngeren Künstlern war man wie zu Hause. Ich sah den Bildhauern zu, wie sie aus einem Marmorblock oder einem ungefügten Stein allmählich das Bild herausholten, das sie schon vorher darin sahen. In Steinhausens Werkstatt allerdings wagte ich mich selten. Ich hatte eine unbegrenzte Ehrfurcht vor diesem Manne.

Damals entstand in mir der Wunsch, mein ganzes Leben der Kunst zu weihen. Weil ich aber bald entdeckte, daß mir zur Ausübung alles fehlte, wollte ich später Kunstgeschichte studieren. Ich dachte es mir herrlich, ganz und gar in dieser Welt der bildenden Kunst aufzugehen.

Da wir doch am Plaudern sind, ist hier vielleicht der Platz zu berichten, wie mir dieser Lebensplan zerschlagen wurde:

Es war im Ersten Weltkrieg. 1915 war ich als junger Kriegsfrei-

williger in das Heer eingetreten. Begeistert war ich bei der „berittenen Artillerie“.

Daß der Krieg eine fragwürdige – ja ungöttliche – Sache sei, dieser Gedanke kam mir auch nicht von ferne. Mit Leib und Seele lebte ich in der militärischen Welt. Leider auch in der völlig ungöttlichen Atmosphäre. Das Christentum, das ich von zu Hause mitgebracht hatte, ging in Fetzen davon. Und als ich mit 19 Jahren in einem aktiven Regiment Offizier wurde, war mein Stolz ungeheuer. Da gab's keine Hemmungen mehr. Man lebte an der Grenze des Todes nach der Regel: „Laßt uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot.“

Aber dann kam die Stunde, da Gott in mein Leben eingriff. Neben mir starb ein Kamerad. Und plötzlich fiel die Frage über mich her: „Wo ist der jetzt?“ Ich brauchte keinen Pfarrer, um zu wissen: „Der steht jetzt vor Gott!“

Die Frage bohrte weiter: „Wie? Wenn es mich getroffen hätte?! Dann stünde ich jetzt vor Gott! Ich! Der alle Gebote Gottes mit Füßen getreten hat!“

Jetzt fielen die Schrecken der Hölle auf mich. Alles war vergessen, was ich je vom Evangelium gehört hatte. Wer konnte mir raten?

Als wir in Ruhe-Stellung kamen, suchte ich unsern Militärpfarrer auf und fragte ihn: „Was muß ich tun, damit ich nicht in die Hölle komme?“ Der arme Mann war von der Frage völlig verwirrt und stammelte nur: „Herr Leutnant! Machen Sie sich doch keine Skrupel! Wer für das Vaterland stirbt, stirbt wohl! Zuerst wollen wir nur den einen einzigen Gedanken haben: daß wir siegen müssen!“ „Sie wissen es auch nicht!“ erklärte ich bitter und ging ohne Gruß davon.

Ein Vierteljahr lang quälte mich eine entsetzliche Unruhe. Eines Tages – wir waren wieder einmal hinter der Front – räumte ich meinen Koffer auf, der bei der Bagage blieb. Am nächsten Tag sollte es wieder an die Front gehen. Dabei fiel mir eine Bibel in die Hand, die meine Mutter mir beim letzten Urlaub in

den Koffer gesteckt hatte. Auf dem ersten Blatt stand in der mir so teuren Handschrift: „Meinem lieben Sohn!“ Und dann der Spruch: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.“ Hier mußte „Licht“ für mich sein!

Ich blätterte in dem Buch. Und mein Blick fiel auf das Wort: „Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, das verloren ist.“ Das schlug ein wie ein Blitz: Verloren war ich! Selig werden wollte ich! Jesus also war der rechte Helfer für mich!

Ich übergab mich ihm.

Das war nun die große Wendung in meinem Leben. Ich habe damals erlebt, wie der lebendige Herr Jesus selbst seine Schafe sucht und ruft. Und heute weiß ich auch, daß meine Eltern in jener Zeit nicht nur um meine Bewahrung im Kriege, sondern vor allem um meine ewige Errettung gebetet haben. Solche Gebete werden erhört. Solche Gebete sind wie ein Gummiseil, das man weit ausziehen kann und das doch festhält.

Immer klarer wurde mir von da an: Du mußt Pfarrer werden und jungen Menschen sagen, wie sie selig werden können. Dieser Wunsch ist mir erfüllt worden. Ich wurde Jugendpfarrer und hatte es meist mit jungen Männern zu tun. Und wenn ich je in Versuchung kam, „moderne Wege“ zu gehen und „Allotria“ zu treiben, dann mußte ich immer denken: „Vielleicht sitzt jetzt ein junger Mann unter deiner Kanzel, der so um seine ewige Errettung besorgt ist wie du damals. Den darfst du nicht enttäuschen. Du mußt ihm den Weg zu Jesus zeigen.“

So ging ich also der Kunstgeschichte verloren.

Aber nun zurück zu Wilhelm Steinhausen.

Wir alle haben etwas davon mitbekommen, wie sehr dieser große Künstler rang um die Frage: „Kann man denn Jesus darstellen?“ In den Aufzeichnungen „Aus meinem Leben“ schreibt er:

„Und so stehen wir wieder vor der bangen Frage: Dürfen wir in dies Antlitz schauen, um es zu malen? Es ist, als wenn uns im-

mer Schranken aufhalten. Ach, von seinem Wesen kann die Kunst nur wenig enthüllen.

Was wir davon denken,
was wir sagen können,
ist ein Schatten nur zu nennen.

Halbblinde sind wir, wir Künstler. Und es scheint, wir *müssen* es sein, damit uns eine Möglichkeit bleibt, etwas von ihm zu sehen und zu gestalten. Allein dies Etwas tröstet uns – und schon dieses Etwas mag vielen eine Gabe sein. Und alle die Meisterwerke der Kunst sind nur solche *Brocken*, dargereicht nach dem Verlangen der Zeit in verschiedener Gestalt.

Schauer der Ewigkeit! Ja, das ist's, von dem wir berührt werden müssen, wollen wir der Kunst einen Raum gönnen in der Sphäre des Christlichen. Hier auf dieser Erde wird sie immer in dem Bann des Todes bleiben. Und angesichts des Bildes Christi wird sie nur ahnend und hoffend ihre Blicke aufheben, wie von einem Berge, sterbend nur das gelobte Land sehen.

Das Kreuz ist aufgerichtet, und der Auferstandene spricht noch heute zu uns – und dem wirft alle Kunst ihren Schmuck zu Füßen.

Alle Kunst ist erwartungsvoll. Auch die *Malerei* ist eine *Kunst vor der Tür*.

In der Vollendung, im Reich der ewigen Seligkeit kennt man die Kunst nicht mehr. Da ist alles Licht, Wahrheit. Wir brauchen den Trost des Scheins nicht mehr.“

„Was werden wir sehen, wenn die Tür aufgeht? Kommt er, dessen Augen Feuerflammen, so als ein Spähender und Horchender zu uns? Oh, meine Freunde, verzeiht mir, wenn ich ihm eine andere Gestalt gab. Ich weiß, wenn wir das erste Kapitel der Offenbarung des Johannes lesen, dann steht er anders vor uns. Wir können seinen Anblick nicht ertragen; und keine Kunst vermag ihm eine irdische Form zu geben. Aber dann

spricht er; wir wollen seine Stimme hören – und dann vergessen wir das Bild.“

Als ich älter wurde, bekam ich doch ein persönliches Verhältnis zu dem verehrten Manne. Ja, ich wurde – es war aufregend für mich – in sein Haus in der Wolfgangstraße eingeladen. Da veranstalteten seine Töchter ein Weinlese-Fest. An der Hauswand rankte sich ein Weinstock empor, an dem auch einige Trauben hingen. Die wurden nun mit viel Umstand gepflückt und ins Haus getragen. Dort wurden uns dann auf einmal riesige Schalen mit Trauben vorgesetzt. Wir waren verblüfft: Solchen Reichtum hatte man doch gar nicht geerntet! Bis es all den vielen, vielen Gästen aufging, daß man Trauben ebensogut im Laden kaufen kann. Ja, unsere Freunde waren auch Künstler im Feiern!

Als verlobter junger Mann habe ich Steinhausen zum letztenmal gesehen. Ich wollte gern, daß meine Braut ihn kennenlernte. Obwohl er schon sehr krank war, empfing er uns. Der edle Kopf lag auf dem Kissen seines Bettes, und die herrlichen blauen Augen strahlten uns an. Aber es war erschütternd: Er konnte nicht mehr mit uns reden. Und dann hat er doch gesprochen. Mit den Augen winkte er. Wir drehten uns um. Da sah man durch die offene Tür auf die Wand des Nebenzimmers. Hier war früher einmal das Kinderzimmer der Familie Steinhausen gewesen. Und an diese Wand hatte er ein Bild gemalt: Man sieht den Himmelsgarten. Der Herr Jesus geht durch die blühenden Blumen, an der Hand liebevolle Kinder. Ich wußte: Dies Bild hatte der Künstler seiner Frau gemalt, als der Tod in seine Kinderschar eingekehrt war. Dorthin winkten seine Augen. Und wir verstanden: Er stand am Tor der Ewigkeit. Und er wußte um das Ziel, das der Dichter Paul Gerhardt so wundervoll geschildert hat:

„Du aber, meine Freude,
Du meines Lebens Licht,

Du ziehst mich, wenn ich scheide,
Hin vor dein Angesicht
Ins Haus der ewgen Wonne,
Da ich stets freudenvoll
Gleich als die helle Sonne
Nebst andern leuchten soll.“

Er hat mir viel bedeutet, der große Künstler. Und darum hängt sein Bild gleich zweimal in meinem Zimmer. Das eine Bild ist der Nachdruck einer Zeichnung, die er mit seiner Unterschrift versehen hat. Mit ganz sparsamen Strichen hat er sich selbst dargestellt. Der Bart und die Haare, die seitwärts den kahlen Kopf umgeben, sind nur angedeutet. Aber die Augen! Mit einem nachdenklichen Ernst schauen sie den Betrachter an. So, als wenn sie fragen wollten: „Verstehst du denn, was meine Bilder sagen wollen? Oder rufe ich ins Leere?“

Das andre Bild ist ein Druck nach einem Selbstbildnis in Farben. Man sieht das kluge, nachdenkliche Gesicht vor dem Hintergrund eines blauen Sees und einiger flacher Bergzüge. Es kann der Bodensee sein. Aber ich weiß genau: Es ist der See Genezareth. So hat er diese Gestade, an denen Jesus gewandelt ist, manchmal dargestellt.

Steinhausen hat den Untergang seines riesigen Werks in der Lukaskirche nicht mehr miterlebt. Im Jahre 1924 legte er Kohle, Zeichenstift und Pinsel für immer aus der Hand.

Wenige Zeit später kam ich in das Haus in der Wolfgangstraße. Die Tochter Rose führte mich in das Arbeitszimmer des geliebten Meisters. Da stand auf einer Staffelei ein fast vollendetes Bild: Eine Kohlezeichnung zu dem Wort der Bibel „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen“ (Matth. 12,20): Eine kahle Stube! Durch das breite Fenster sieht man, wie draußen ein wilder Sturm den Himmel verdunkelt und die Bäume zerbricht. In dem Zimmer ist ein Mann zusammengesunken. Den Kopf hat

er in den Händen vergraben. Eine verlöschende Lampe und ein zerbrochener Rohrstab führen den Betrachter zu dem Bibelwort und deuten an, wie es um diesen Menschen bestellt ist. Die Stürme des Lebens und der inneren Anfechtungen sind zu groß.

Aber hinter diesen Mann ist Jesus getreten. In einer unbeschreiblichen Bewegung beugt er sich über den Verzweifelten und legt ihm die Hand ganz leise auf die Schulter. Ein ergreifendes Bild, das nur einer entwerfen konnte, der selbst um tödliche Anfechtungen wußte.

Einige Jahre später saß ich – es war während des Hitler-Reichs – in einer schrecklichen Gefängniszelle. Hier erlebte ich einen jener verzweifelten Tage, wie ihn nur hoffnungslos Gefangene kennen.

Da wurden die eisernen Riegel zurückgeschoben. Und zu meinem Erstaunen brachte mir der Wärter einen großen Brief. Weil ich damals keine Post ausgeliefert bekam, war das ein rechtes Wunder. Ich machte den Umschlag auf – und heraus fiel eine kleine, vorzügliche Reproduktion jenes Bildes vom „verlöschenden Docht“. Rose Steinhausen hatte – wohl in einer Ahnung, wie es um mich bestellt war – das Bild abgesandt. Daß es mir ausgeliefert wurde, gehört zu den besonderen Freundlichkeiten Gottes, der auch Herr ist über die Herzen harter Menschen.

Ich kaute ein wenig von dem matschigen Brot. Und damit konnte ich das Bildchen an der glatten Zellenwand befestigen. Das aber kann ich nicht aussagen, wie sehr der alte, längst heimgegangene Meister mich getröstet hat, als er mir sagte, daß Jesus zu den zerbrochenen Herzen kommt.

Jetzt hängt dies Bild neben meinem Bett – und spricht wie alle Bilder Steinhausens. Vielmehr – es geschieht, was der Künstler seinen Freunden schrieb:

„Aber dann spricht er; wir wollen seine Stimme hören – und dann vergessen wir das Bild.“

Wilhelm von Oranien und wie die „Schwarze Galeere“ einen Jungen gefangennahm

Der Holländer schaut sich in meinem Studierzimmer um: „Ich sehe da den *Norweger* Hauge und die *Schweizer* Jeremias Gotthelf, Alfred Zeller, Lavater und andre. Da ist ein *Däne*, der große Sören Kierkegaard. Da ist der *Amerikaner* John Mott. Und da hängen die Bilder der *Engländer* Spurgeon, George Williams und Wesley. Dort drüben sehe ich den *Österreicher* Peter Rosegger und hier den *Franzosen* Admiral Coligny. Von all denen haben Sie uns erzählt. Aber – wo ist denn ein *Holländer*? Haben Sie denn gar nichts übrig für die Holländer?“

Der Mann muß lange auf Antwort warten. Denn seine Frage erschüttert mich. „Nichts übrig für die Holländer?“ Darum geht's ja nicht. Tatsache ist, daß seit dem letzten Krieg, seitdem deutsche Soldaten in Holland einfielen, seitdem Menschen meines Volks in Holland entsetzliche Dinge verübten –, daß seitdem viele, viele Fäden zwischen uns und den Holländern zerrissen sind. Wohl strömen die Touristen in langen Auto-schlangen über die Grenzen nach Holland hinein. Aber die wirklichen, menschlichen Verbindungen! Ich bin seit dem Kriege nie mehr in Holland gewesen.

„Nichts für die Holländer übrig?“ Viele schöne Bilder ziehen an meinem geistigen Auge vorbei: Bibelfreizeiten mit holländischen und deutschen jungen Männern! Herrliche Tage am Strand von Scheveningen! Vorträge in dem alten Rotterdam, das dann von deutschen Bomben zerstört wurde! Tobender, herrlicher Sturm bei Hoek van Holland! Wundervolle Som-

mertage in Amsterdam! Und tiefe Eindrücke im Reichs-Museum mit Rembrandts „Nachtwache“!

Bilder über Bilder! „Nichts für Holland übrig?“ O, ich liebe und bewundere das Land, das so bezaubernde Landschaftsbilder hat, das von der frommen Königin Wilhelmina regiert wurde, das so tapfer dem Meer abgerungen wurde und das so hart für die politische und die Gewissensfreiheit gekämpft hat . . .

Noch einmal fragt drängend mein holländischer Freund: „Warum haben Sie denn keinen Holländer in Ihrem Zimmer?“

„Ich hätte gern“, antworte ich ihm, „ein Bild von Wilhelm von Oranien. Aber ich habe es bisher nicht bekommen können.“

Mein Freund staunt: „Wilhelm von Oranien? Wie kommen Sie denn gerade auf den?“

Und nun erzähle ich ihm:

„Schon als Junge begann ich, mich für den niederländischen Freiheitskampf zu interessieren. Ich bekam als 14jähriger ein kleines Büchlein in die Hand: ‚Die schwarze Galeere‘ von Wilhelm Raabe. Sie kennen die Erzählung nicht? Schade! Sie spielt im Jahre 1599 und berichtet von dem Kampf der Niederländer gegen die Spanier um ihre religiöse und politische Freiheit.

Wie hat mich Raabes Erzählung mitgerissen! Packend schildert er, wie die ‚Schwarze Galeere‘ von Antwerpen ausfährt bei dunkler Nacht, mitten durch die spanischen Forts hindurch die Schelde hinab in das freie Meer. Und während die Spanier verzweifelt schießen, klingt's von dem schwarzen Schiff aus rauhen Kehlen: ‚Wilhelmus von Nassauen / Bin ich von deutschem Blut, / Dem Vaterland getreue / Bleib ich bis in den Tod. / Ein Prinze von Oranien / Bin ich frei unversehrt . . . Mein Schild und mein Vertrauen / Bist du, mein Gott, mein Herr . . .‘

Und in die spanischen Trommeln am Ufer hinein und in die Sturmglocken klingt es von dem Schiff: ‚. . . die Tyrannei vertreiben, / Die mir mein Herz verwundet . . .‘“

Der Holländer lächelt: „Ich wundre mich, daß Sie so kriegerrisch sind.“

„Nein! Lieber Freund! Darum geht's nicht. Ich bin überzeugt, daß der Krieg als politisches Mittel überholt ist. Ich wollte nur erzählen, wie ich als Junge schon auf den niederländischen Freiheitskampf aufmerksam wurde. Je länger, je mehr aber hat mich die Gestalt des Prinzen von Oranien gepackt.“

Ich vergesse nicht jenen lieblichen Sommertag, als ich bei Dillenburg im Dilltal unter den Resten der Burg stand, wo an einem Turm das Wappen der Oranier zu sehen ist mit dem Wahlspruch: „Saevis tranquillus in undis“ (Ruhig auch in den wilden Wogen). Von hier zog der 12jährige Prinz aus, um sein Erbe, die nassauischen Besitzungen in den Niederlanden, anzutreten. Die Niederlande gehörten damals der spanischen Krone.

Der Knabe entwickelte sich bald zu einem gewandten Welt- und Hofmann, der in seinem luxuriösen Schloß in Breda der Mittelpunkt eines reichen gesellschaftlichen Lebens wurde. Kaiser Karl V. liebte ihn sehr. Als er im Oktober 1555 den niederländischen Würdenträgern in Brüssel seine Abdankung bekanntgab, stützte er sich auf die Schulter des Oranier-Prinzen.

Nun wurde Philipp II. Herr Spaniens und der Niederlande. Unter ihm kam es bald zu Schwierigkeiten. Die Niederländer waren reformiert und hatten der Reformation Tür und Tor geöffnet. Philipp ließ durch die Inquisition die Evangelischen grauenvoll verfolgen. Das rief Aufstände hervor. Allmählich entstand ein Religionskrieg. Und aus dem wurde ein politischer Befreiungskampf.

Dieser Krieg entartete furchtbar. Mit schrecklicher Grausamkeit wurde schließlich gekämpft – durch Jahrzehnte.

Daß aus diesen schaurigen Wirren am Ende doch ein geordnetes Staatswesen und eine lebendige reformierte Kirche hervorgingen, erscheint wie ein Wunder. Ja, dieser Staat wurde ein Hort des Protestantismus in den Kämpfen der folgenden Zeit.

Dies ist das Verdienst Wilhelms von Oranien, welcher der

politische Leiter und Feldherr der Aufständischen wurde. Sein ganzes Leben wurde so ein harter, oft erfolglos scheinender Kampf.

Was mich aber nun immer an ihm fesselte, war die innere Entwicklung dieses Mannes.

Da ist zuerst die politische: Aus einem treuen Vasallen des spanischen Königs wurde der Leiter eines demokratischen Staatswesens. Er wurde „Statthalter“, der sich dem Parlament, den „Generalstaaten“, unterstellte.

Da ist die innere Entwicklung: Im ersten Elternhaus in Dillenburger wurde er im lutherischen Glauben erzogen. Mit 12 Jahren kam er in die Niederlande und wurde nun fast gewaltsam katholisch gemacht. Als die Religionskriege begannen und er immer mehr zum Feldherrn und Leiter der niederländischen Sache aufrückte, wurde er in allen Religionsfragen völlig gleichgültig. Ihm ging es um die Freiheit der Gewissen. Damit war er seiner Zeit weit voraus. Um der Gewissensfreiheit willen nahm er das Schwert in die Hand gegen den spanischen König Philipp und seine blutige Inquisition.

Aber dann kam eine neue Wendung: Er erkannte sein leichtsinniges früheres Leben und vieles andere als Schuld vor Gott. Mit Ernst verurteilte er sich selbst und wandte sich dem Evangelium zu. Nun wurde er ein ernster Christ. Und als ihn die Mörderkugel getroffen hatte und er im Sterben lag, antwortete er auf die Frage seiner Schwester, ob er sich in die Hände Jesu Christi gäbe, mit einem klaren, freudigen „Ja!“.

Diese innere Entwicklung des Prinzen verlief also seltsamerweise genau in entgegengesetzter Richtung wie der Krieg, den er führen mußte:

Der niederländische Kampf sank aus einem geistlichen Widerstand herab zu schrecklichem politischen Blutvergießen. Der Prinz entwickelte sich aus einem geistlich unbekümmerten Höfling zu einem Mann, der durch tiefe Sündenerkenntnis ging und das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Jesus

fand. Immer mehr wurde der Wappenspruch seines Geschlechts sein eigenes Bekenntnis: „Saevis tranquillus in undis“ (Ruhig auch in den wilden Wogen).

Wilhelm von Oranien war also ein Mann, dem auf allen Gebieten der Boden unter den Füßen zusammenbrach – ein Mann, der durch alle Höllen gehen mußte – ein Mann, der nie seinen Aufgaben auswich, auch wenn alles hoffnungslos schien – ein Mann, der schließlich allen Trost und alles Leben in dem Herrn Jesus Christus fand!

Von all dem sprach ich mit meinem holländischen Freund. „Und darum“, sagte ich, „möchte ich gern das Bild des Oraniers in meinem Zimmer haben.“

„Ich werde Ihnen den Oranier besorgen“, versprach er, als er sich von mir verabschiedete.

Bald nachher kam das Bild an. Und aus dem Begleitbrief erfuhr ich noch eine hübsche kleine Geschichte:

Mein Freund ging in Amsterdam in einen Laden und fragte nach einem Bild des Wilhelm von Oranien. Die Geschäftsfrau schaute in verwundert an: „Wozu wollen Sie das? Nach solch einem Bild fragt heute kaum mehr ein Mensch. Ich habe noch eins im Lager. Das will ich Ihnen geben. Aber – wozu?“

Da berichtete mein Freund von einem deutschen Pfarrer, den das Bild des Prinzen von Jugend auf beschäftigt hat und der die Niederländer liebt.

Aufmerksam hörte die Frau zu. Und dann gab sie ihm das Bild mit den Worten: „Dafür möchte ich jetzt kein Geld haben. Senden Sie es dem deutschen Pfarrer mit einem Gruß von mir als mein Geschenk.“

Als ich das las, freute ich mich. Denn solch eine kleine Episode ist eben doch ein Brücklein, das über tiefe Gräben hinüber von Volk zu Volk gebaut wird.

D. Paul Humburg und wie ein Sturm entfacht und ein anderer gestillt wurde

Da hängt in meinem Studierzimmer ein Bild von D. Paul Humburg.

Der darf in meiner Galerie nicht fehlen!

Das breitflächige Gesicht mit dem gestutzten Schnurrbart und den straff zurückgekämmten Haaren, mit den leuchtenden Augen und dem gütigen Blick macht einen vertrauenerweckenden Eindruck. Ja, so war's: Wenn man mit Paul Humburg zusammenkam, spürte man: Diesem Mann darf ich mein Herz ausschütten. Er wird mich verstehen und anhören, obwohl eine riesige Last von Verantwortung auf ihm liegt.

Humburg wurde 1878 in Köln-Mülheim geboren. Sein Elternhaus hat ihn entscheidend geprägt. Die Mutter stammte aus der Familie Siebel in Freudenberg. Wer die Erweckungsgeschichte des Siegerlandes kennt, weiß, welche Bedeutung der Ort Freudenberg und die Familie Siebel gehabt haben. Einer der Vorfahren Humburgs, der Gerbermeister Tillmann Siebel († 1875) in Freudenberg, von dem die kräftigsten Anstöße zu der Erweckung ausgingen, wird uns von seinem Nachkommen D. Walter Alfred Siebel so geschildert:

„Tillmann Siebel war ein Pietist mit ausgesprochen reformierter Ausprägung, sowohl in der Auffassung der Heilslehre als auch in derjenigen der Kirche, ein Mann voll Glaubens und aggressiver Tatkraft, ein Missionar unter seinen toten Volksgenossen, der je länger, je mehr sein ganzes Leben der Ehre Gottes und der Ausbreitung seines Reiches weihte!“

Das könnte ebenso gut eine Beschreibung Paul Humburgs sein.

Der Vater war durch das Zeugnis eines Schuhmachers zum lebendigen Glauben „herumgeholt“ worden. Er brach seine Freundschaft mit den Honoratioren der Stadt ab und hielt sich zu den „Fienen“, wie die Leute genannt wurden, die „mit Ernst Christen sein wollten“.

Weil man in den Gottesdiensten der Kirche mit Menschenweisheit abgespeist wurde, hielten sich die Eltern Humburgs mit ihren Kindern „als Gäste“ zur „Freien Gemeinde“. In keiner Weise aber wurde Paul Humburg dadurch die Liebe zu seiner Kirche genommen. Er wußte sich für sie verantwortlich. Dagegen lernte er hier auch früh, nicht einfach blind hinzunehmen, was die Kirche ihm bot. So wurde schon der Präses der „Rheinischen Bekenntniskirche“ im „Dritten Reich“ vorgebildet, der den nazistischen Kirchenbehörden den Kampf ansagte und um die Wahrheit und Geltung des Wortes Gottes in der Kirche rang.

Dankbar blieb er immer für das, was er in der Freien Gemeinde empfing. Er sagte später einmal:

„Ich habe immer gefunden, daß, abgesehen von der freikirchlichen Tendenz, ich mich auch später noch mit der Theologie dieser Brüder aus den freien Gemeinden weithin einig fühlte. Was wir in unserer Jugend dort zu hören bekamen, war eigentlich nichts anderes als das, was Gottfried Daniel und Friedrich Wilhelm Krummacher und andere in Wuppertal verkündigt hatten und durch ihre Schriften in diese Gemeinschaften hineingetragen worden war.“

„In der Familie Humburg herrschte die Weite mit den Beziehungen zur Rheinischen Mission, zur Brüdergemeinde, zur belgischen Missionskirche bis hin zu den Waldensern. ‚Aus meiner frühesten Jugend stehen mir noch ganz dunkel die Gestalten vor Augen von Fritz von Schlömbach und dem ehrwürdigen Georg Müller aus Bristol.‘ Dieses Wort Paul Humburgs

deutet die Weite und die Richtung an, in der sein Elternhaus lebte. Weite und Bestimmtheit hat Paul Humburg selbst mit seinem Wort gedeutet: „Uns Kindern wurde es von vornherein eingeprägt, daß unsere Heimat sein müßte bei denen, die den Herrn Jesus liebhaben.“ Von seiner Mutter lernte Paul Humburg Tersteegens Wort und Haltung: „Des Heilands kranke Leute sind mir lieber als der Welt ihre gesunden.“ So schreibt Hermannus Obendiek.

Schon früh arbeitete der Geist Gottes an seinem Herzen. Als 14jähriger kam er eines Tages zu seiner Mutter, um „ihr ganz zaghaft zu sagen, ich glaubte, vom Heiland angenommen zu sein“. Darauf kniete die Mutter mit dem Sohn nieder und betete so, wie es Paul Humburg nie wieder erlebt hat. Er sagte später von dieser Stunde: „Solch ein Gebet bindet einen jungen Mann an die Wirklichkeiten der ewigen Welt.“

Als Prediger des Evangeliums wußte Humburg sich als Gesandter des ewigen Königs. Er berichtete einmal, daß der gesegnete Pfarrer Engels in Nümbrecht (dessen Bild auch in meinem Studierzimmer hängt) von einem jungen Pfarrer gesagt habe: „Der junge Bruder steht auf der Seite der Wahrheit. Aber ich spüre bei ihm nicht das Zeugnis des Heiligen Geistes.“ Das hat Humburg tief bewegt. Er wollte Zeuge sein. Und er wußte: Ein rechter Zeuge ist nur der, den Gott selbst dazu legitimiert. Wer das begriffen hat, bei dem wird es immer darum gehen, daß sein Leben und sein Zeugnis eins sind, gebildet und geprägt vom Geiste Gottes.

Humburg liebte sehr das Alte Testament. Hier kann allerdings nur der recht auslegen, der in der ganzen Heiligen Schrift das Wort des lebendigen Gottes hört. Wer von der Vernunft her die Heilige Schrift kritisieren und beurteilen will, wird niemals den Weg zum Alten Testament finden.

Humburg aber war bei aller Fülle der ihm gewordenen Aufgaben allezeit ein stiller Hörer vor dem Wort. Ich habe einmal seine Bibel gesehen. Wie war da mit Buntstiften vieles angestrich-

chen! Wie war sie vollgeschrieben mit Anmerkungen! Eine Bibel, die gebraucht wurde!

Wie er das Alte Testament lebendig auslegte, habe ich bei meiner ersten Begegnung mit ihm erlebt.

Davon will ich nun berichten:

Ich hatte mein Zweites Theologisches Examen in Münster abgelegt und war als Hilfsprediger in einen Randbezirk Bielefelds geschickt worden.

Hier lebten fast nur Arbeiter, die bewußt Sozialdemokraten und Gewerkschaftler waren. Als kleiner Pastor mußte ich nun die bitteren Früchte ernten, die eine jahrzehntelange verkehrte Haltung der Kirche gesät hatte. Die Kirche hat nämlich sehr lange in ihrer unseligen Verquickung von „Thron und Altar“ feindselig gegen die berechtigten Ansprüche der aufstrebenden Arbeiterwelt gestanden. Ich erinnere mich an ein Kindheitserlebnis: Mein Vater kam von einer Sitzung empört nach Hause und berichtete, man habe eine Verfügung bekommen, daß die Pfarrer bei einer Beerdigung die Teilnahme verweigern sollten, wenn an Kranzschleifen oder Fahnen die rote Farbe gezeigt würde. Mein Vater hat dieser Verfügung nie gehorcht.

Und wie hat es mich erschüttert, als ein Arbeiter mir erzählte, er sei aus einem kirchlichen Verein „rausgeschmissen“ worden, weil er gewerkschaftlich organisiert war.

Nun, darüber ist inzwischen viel geschrieben und geredet worden. Es ist hier nicht meine Aufgabe, dies Thema weiter zu erörtern.

Nach 7 Tagen konnte ich in meinem Bezirk sehen, wie die Lage war: Die Arbeiter standen geschlossen gegen Pfarrer und Kirche.

Allerdings: Diese „gelernten“ Arbeiter in meinem Bezirk waren schon ziemlich verbürgerlicht. Eine „gute Stube“ fehlte in fast keiner Wohnung.

So traten sie bei aller Feindschaft nicht aus der Kirche aus. Auf eine kirchliche Beerdigung und auf die kirchliche Trauung,

ja, sogar auf die Taufe der Kinder wollten sie nicht verzichten.

Trostlos war der Gottesdienstbesuch: Da saßen in dem kleinen Kirchsaal ein alter Mann, ein treues junges Mädchen und einige Frauen aus dem Frauenverein. Ja, der Frauenverein war das einzige, was an kirchlichem Leben vorhanden war. Aber er war auch mehr ein Unterhaltungsklub als eine geistliche Sache.

In diesem Bezirk nun schenkte es mir Gott, daß ich die Kraft des Evangeliums herrlich erfahren durfte.

Zuerst fing ich an damit, jeden Vormittag und Nachmittag von Haus zu Haus Besuche zu machen. Bald aber hörte ich, daß die Männer spotteten: „Der Pfaffe kommt nur zu unsern Frauen, wenn die Männer nicht da sind!“ Von da an verlegte ich meine Besuche auf den Abend. Da traf ich die Männer und kam mit ihnen ins Gespräch.

Ich habe damals zum erstenmal erlebt, wie die Menschen weithin das eigene Denken aufgegeben haben zugunsten von Denkschemata und Schlagworten. Es war ermüdend, immer und immer dieselben Phrasen zu hören von „Verelendung der Massen“, von der „Schuld der Kirchen“, die „die Waffen gesegnet haben“ und „geschwiegen haben zu der Ausbeutung“ oder „wie die Kirchgänger schlechter sind als alle anderen“. Mein Herz schrie danach, endlich einmal ein eigenes, aus dem eigenen Denken oder aus dem Herzen entsprungenes Wort zu hören.

Der Ehrlichkeit halber muß ich hier einfügen, daß ich dasselbe später ebenso bei den sogenannten Gebildeten gefunden habe. Wenn die Schlagworte, mit denen sie den Ruf Gottes ablehnten, auch andere waren, sie waren doch genausowenig selbsterdacht wie bei den Bielefelder Arbeitern.

Ja, mit Schrecken entdeckte ich im Laufe der Zeit: Sogar die Theologen haben ihre festen und geprägten Sprachformeln. Die Menschen kommen mir oft vor, als wenn man ihnen das Gehirn weggenommen und dafür Schallplatten in den Kopf gesetzt hätte, die nun auf bestimmte Stichworte hin ablaufen.

Am traurigsten empfinde ich diesen Tatbestand, wenn ich ihn bei gläubigen Christen treffe. Ich meine: Wer zum Glauben an Jesus kommt und nun mit seinem Herrn lebt, hat auch seinen eigenen, vom Erleben geprägten Wortschatz.

Aber kehren wir nach Bielefeld zurück!

Ganz allmählich brach Stein auf Stein aus der Mauer des Mißtrauens und der Ablehnung.

Der eigentliche Einbruch in meine Arbeitergemeinde geschah an einem aufregenden Abend. Die politische Jugendorganisation hatte mich zu einer Aussprache eingeladen. Der Saal war gedrängt voll mit prachtvollen jungen Menschen. Was uns verband, war der „Schillerkragen“. Das heißt: Unser Lebensstil war geprägt von der Jugendbewegung. Wir jungen Menschen – ich war damals 25 Jahre alt – hatten ein gemeinsames Lebensgefühl gegen die „verkalkte Generation“, die in den Weltkrieg geschliddert war.

Ich hielt zuerst ein kurzes Referat, in dem ich das Wort auslegte: „Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen.“

Dann folgte die Aussprache. Dabei wurden wir Jungen einfach überrumpelt von der alten Generation. Einige sture Funktionäre machten sich breit mit den abgedroschenen Phrasen einer vergangenen Zeit.

Schließlich unterbrach ich: „Auf diesem Niveau möchte ich nicht weitermachen!“

Ein alter Funktionär sprang auf: „Seht ihr? Hört ihr? ‚Niveau‘ sagt er! Wir sind Arbeiter! Wir verstehen die Fremdworte nicht! Wie kann solch ein Mann uns etwas zu sagen haben!“ Da war's aus! Man sang noch: „Die Gedanken sind frei! / Wer kann sie erraten? . . .“ Nun, meine Gedanken konnte jeder erraten, wie ich an den lachenden Gesichtern erkannte. Ich hatte eine scheußliche Niederlage erlebt.

Was mich dabei quälte, war die Tatsache, daß meine Niederlage ja eine Niederlage Gottes war. Ich hatte versagt. Und nun

war der Name Gottes erst recht verunehrt. Ich hätte heulen mögen, während ich mitsang: „Es bleibet dabei: / Die Gedanken sind frei!“

Und dann strömte alles zum Ausgang. Auf der Treppe, die zum Tor hinunterführte, hörte ich, wie hinter mir ein Mädel sagte: „Eigentlich haben wir Jungen uns nicht sehr glorreich bekommen!“

Ich drehte mich um: „Ja! Das ist richtig! Ihr laßt euch ja gängeln von den alten Funktionären mit Phrasen, die ihr selbst nicht mehr glaubt!“

Sofort entstand ein Gespräch. Wir blieben stehen. Andere drängten sich herzu. Und als wir eine Viertelstunde diskutiert hatten, meinte einer: „Warum gehen wir nicht noch mal hinauf in den Saal. Jetzt wird’s ja erst richtig interessant!“ Bald saßen wir wieder oben – nur ohne die alten Funktionäre. Die waren siegesbewußt nach Hause geeilt.

Und nun fingen diese jugendbewegten Menschen an, ihre wirklichen Fragen auf den Tisch zu legen. Man sprach, wie einem „der Schnabel gewachsen war“. Manchmal lachte alles lauthals. Und dann wieder waren alle ernst und still.

Schließlich sagte ich ihnen: „Ich kann euch auf viele Fragen keine Antwort geben. Aber ich will euch zeigen, was ich in Jesus gefunden habe!“

Es war wundervoll, wie sie zuhörten! Das Evangelium vom Erlöser und Heiland der Sünder hat große Gewalt über die Herzen!

Mit diesem Abend war ein Einbruch geschehen, der nicht mehr aufzuhalten war.

Die jungen Männer gründeten einen CVJM. Der Name war wirklich zu hochtrabend für die etwa 20 Mitglieder. Aber mit dieser Gründung waren wir hineingekommen in die große Jugendorganisation des „Westdeutschen Jungmännerbundes“, der sich aus einzelnen Kreisverbindungen zusammensetzt. Wir gehörten zur Bielefelder Kreisverbindung.

Das allerdings ergab bald Schwierigkeiten. Denn hier war auch die ältere Generation sehr aktiv. Nie habe ich so stark den Generations-Unterschied empfunden wie damals. Ich erinnere mich, wie in einer Kreisversammlung einer meiner jungen Männer etwas gegen die „reaktionäre Kirche“ gesagt hatte. Da sprang ein lieber alter Pfarrer auf und rief mit markiger Stimme: „Ich bekenne, daß ich deutschnational und schwarz-weiß-rot bin bis auf die Knochen.“

Das regte die jugendbewegten, aus der sozialistischen Jugend kommenden Burschen auf. Sie hatten das Revolutionäre im Evangelium begriffen. Sie hatten auch verstanden, daß die Gemeinde Jesu eine Bewegung und nicht eine starre Institution ist.

So gab es Krach. Die Jungen verlangten, Sitz und Stimme im Vorstand zu bekommen. Die Alten sprachen von „frechen, unreifen Burschen“.

Schließlich holte man in seiner Bedrängnis eines Tages den Bundeswart des „Westdeutschen Jungmännerbundes“, D. Paul Humburg. Er sollte schlichten.

Diesen Abend werde ich nie vergessen. In großer, sicher ungeistlicher Erregung stellten wir uns ein. Und dann prallten die Meinungen aufeinander. Humburg hörte gesammelt zu. Erst am Ende ergriff er das Wort.

Er sagte mit seiner eindringlichen Stimme – wir sprachen von Humburgs „Herztönen“ –: „Jetzt wollen wir auf Gottes Wort hören!“ Und dann las er aus dem 2. Könige-Buch die Geschichte, wie eine Mutter zu dem Propheten Elisa kommt und ihm klagt, der ihr verheißene Sohn sei gestorben. Der Prophet gibt seinem jungen Diener Gehasi seinen Stab und weist ihn an, zu dem Toten zu gehen und den Stab auf sein Gesicht zu legen. Der Gehasi tut das. Aber der Knabe wird nicht lebendig. Erst durch das Gebet Elisas wird er vom Tode erweckt.

Dann ließ Humburg die Bibel sinken und sagte nachdrücklich: „Da war also ein junger Mann, der auch ‚mal ran wollte‘. Er

hatte einen großen Eifer. Aber – der Tote wurde nicht lebendig!“

An der Geschichte Gehasis zeigte er, wie dieser nicht lauter vor Gott stand.

Es war totenstill im Saal, als Humburg uns nun deutlich machte: Es geht nicht um Alte und Junge, sondern darum, ob wir lauter vor Gott stehen, ob der Herr Jesus uns wirklich in sein Sterben hineingenommen hat, daß die fleischliche Art in Buße und Glauben an das Kreuz genagelt wird.

Ob Alte oder Junge – es kommt darauf an, daß durch unsern Dienst die Sünder und Selbstgerechten erweckt werden vom geistlichen Tod.

Nach dieser Rede brauchte nichts mehr gesagt zu werden. Alte und Junge waren vor Gottes Angesicht gestellt und offenbar geworden als Leute, die viel Wind machen, aber nicht lauter, nicht geheiligt, nicht genug gereinigt sind.

Von diesem Tage an wurde es anders in der Kreisverbindung. Man hörte aufeinander. Die Alten hörten auf die berechtigten Fragen der Jungen. Und die Jungen sahen, daß die Alten wohl aus einer andern Zeit stammten, aber daß ihr Herz für Jesus brannte.

Das war Humburg!

Wie haben wir ihn geliebt und verehrt!

Jahrzehnte hindurch war er Bundeswart des Westdeutschen Jungmännerbundes. Als ihm die Reisetätigkeit zuviel wurde, übernahm er im Jahre 1929 das Gemeinde-Pfarramt der reformierten Gemeinde Barmen-Gemarkte im Wuppertal.

Lange allerdings war es ihm nicht beschieden, still in einer Parochie zu dienen. Es kam das Jahr 1933 mit der Machtergreifung Hitlers. Und nun brach die schreckliche Bewegung der „Deutschen Christen“ in die Kirche ein. Es begann der sogenannte „Kirchenkampf“. Humburg trat bald als einer der führenden Männer der „Bekennenden Kirche“ hervor. Nicht aus Liebe zur Kirchenpolitik, sondern – wie er oft sagte – „um Je-

su wollen“. Die Bekenntnis-Synode im Rheinland wählte ihn zu ihrem Präses.

Es ist nicht auszusagen, was es für die „Bekenntnis-Kirche“ in ihrem harten Kampf bedeutete, daß sie einen solch geistlich-gesinnten Leiter hatte. Vom Jahre 1934 an war er auch Mitglied der „Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche“.

Für seine klare Haltung ist ein Wort bezeichnet, das er oft ausgesprochen hat: „Wenn es nicht um den Herrn Jesus geht, wollen wir es lassen!“

Ungeheure Last und Verantwortung wurden auf seine Seele gelegt. Es bedrückte ihn, wenn Glieder der „Bekenntnis-Kirche“ ins Gefängnis kamen. Er mußte die Ausbildung der jungen Theologen nach dem ersten Examen in die Hand der Bekenntnis-Kirche legen. Damit brachte er diese jungen Menschen in große Gefahr. Unvergeßlich ist eine Zweite Theologische Prüfung, die plötzlich unterbrochen werden mußte, weil die „Geheime Staatspolizei“ erschien. Die Prüfung wurde an einem andern Ort fortgesetzt. Noch ein zweites Mal mußten Prüfer und Geprüfte – ach, alle waren ja „Geprüfte“! – fliehen.

Außerdem mußten ungeheure Summen aufgebracht werden, weil die offizielle Kirche in der Hand der Irrlehrer war und das Gehalt für Bekenntnis-Pfarrer verweigerte. Dabei wurden Kollekten immer wieder beschlagnahmt und verboten.

Im Glauben an den Herrn der wahren Kirche schlug sich Humburg durch all die Nöte hindurch. Es war ihm vor allem darum zu tun, daß die Gemeinden wirklich begriffen, um was es ging. Dafür ist eine kurze Rede typisch, die er vor 20 000 Menschen in der Westfalen-Halle hielt. Er sagte:

„Oberhalb des Rheinfalles von Schaffhausen waren zwei Männer mit ihrem Boot umgekippt und trieben hilferufend im Strom. Es wurde ihnen vom Ufer ein Rettungsseil zugeworfen. Der eine der beiden ergriff das Rettungsseil und wurde ans Land gezogen. Der andere klammerte sich in seiner Verwir-

rung und Todesangst an das Boot und trieb mit ihm in den Tod. Beide haben etwas ergriffen. Beide haben in den Stunden der höchsten Gefahr auf etwas ihr Vertrauen gesetzt. Beide haben an etwas geglaubt. Nur der eine ergriff das Richtige, der andere das Falsche. Es kommt nicht darauf an, daß man überhaupt etwas erfaßt als seine Rettung in der Not des Todes, sondern daß wir das Richtige ergreifen. So auch im Blick auf unser ewiges Heil. *Es gilt, die Wahrheit Gottes im Glauben zu erfassen, denn, das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen'* (Joh. 17,3).“

Er schloß diesen Vortrag mit dem Bekenntnis:

„Wir setzen unsere Kraft und unser Leben dafür ein, daß die Botschaft unter uns rein und lauter erhalten bleibt: *Er ist für alle gestorben.*“

Humburg hat in seinem Leben viel Not zu tragen gehabt. Als er dies einmal einer alten Christin klagte, erklärte diese ihm: „Wenn der Pastor in der Presse ist, so hat die Gemeinde das Öl davon.“ Das haben wir erlebt. Er wurde ein Seelsorger von Gottes Gnaden, sowohl in seiner Verkündigung als auch im persönlichen Gespräch. Auch meine Frau durfte das einmal erfahren.

Ich saß im Gefängnis in Essen. Und es schien wenig Aussicht zu bestehen, daß ich bald wieder freigelassen würde. Das war eine große Not für meine Frau. Und für die Kinder auch, die von ihren Schulfreunden merkwürdig angesehen wurden, weil ihr Vater im Gefängnis war.

Und dann kam eines Tags D. Humburg, um die Pfarrfrau zu besuchen. Es erschien unglaublich, daß der vielgeplagte Mann sich so um einzelne Menschen kümmerte. Er freute sich, daß die Frau von ganzem Herzen hinter ihrem Mann stand, die Not tapfer trug und nicht klagte.

Beim Abschied sagte Humburg ihr ein Bibelwort. Ein Wort, auf das kein anderer gekommen wäre. Es war nur das eine Satzlein aus dem 23. Psalm: „Du schenkest mir voll ein.“

Meine Frau berichtete mir später, wie in diesem Augenblick ihr der ganze Reichtum, den wir in Jesus Christus haben, geschenkt worden sei. Und davor seien die Nöte ganz klein geworden.

Ich habe Humburg einst bei einer Beerdigung eines Mitarbeiters erlebt. Da sagte er nur leise: „Bruder! Wir haben dich liebgehabt!“

So möchte ich jetzt über sein Grab hin sagen: „Bruder Humburg! Wir haben dich liebgehabt!“

Johann Gottfried Herder und wie das bunte Leben einen aus dem „Musenhof“ vertrieb

Eigentlich gehörte ich in die Nassauische Kirche. Dort hatte ich mein Erstes Theologisches Examen abgelegt. Anschließend verlebte ich wundervolle Sommertage auf dem Herborner Schloß, wo das Prediger-Seminar untergebracht war. Wir waren nur ein kleiner Kreis von Seminaristen, lauter Kriegsteilnehmer, und hatten nur den Wunsch, nach den harten Zeiten des Ersten Weltkriegs und nach einem intensiven Studium ein wenig Ruhe zu haben. Herrliche Wanderungen durch den Westerwald! Köstliche Gemeinschaft im Kreise der Freunde!

Aber das dauerte nicht lange. Eines Tages kam ich in mein Elternhaus nach Frankfurt. Dort erzählte mir mein Vater eine aufregende Neuigkeit: Der westfälische Generalsuperintendent Zöllner habe ihm auf einer Sitzung gesagt, er suche ein Team von jungen Theologen zum Einsatz in Industriestädten.

Das lockte mich. Und in jugendlicher Überheblichkeit schrieb ich an die westfälische Kirchenleitung, ich sei bereit, meine Kraft zur Verfügung zu stellen, wenn die Westfälische Kirche mich sofort zum Zweiten Examen zuließe.

Die Kirchenleitung ging darauf ein. Ich kündigte in Nassau und setzte mich in meinem Elternhaus hinter meine Examensarbeit über „Die griechischen Einflüsse in der Theologie des 19. Jahrhunderts“.

Gerade als ich damit fertig war, kam von Münster eine bestürzende Nachricht. Man teilte mir folgendes mit: Ich hätte durch die Zwischensemester, die für Kriegsteilnehmer an den Universitäten eingerichtet wurden, schon sehr viel Zeit einge-

spart. Wenn ich nun die Prediger-Seminar-Zeit auch noch verkürzte, dann ginge das zu weit. Kurz, ich müsse noch ein halbes Jahr Lehrvikar werden in Gellershagen bei Schildesche.

Das paßte mir zuerst gar nicht. Aber dann wurde es doch zum Segen für mich. Denn hier fand ich die beste aller lieben Frauen. Was wäre wohl ohne sie aus mir geworden!

Erst nach diesem halben Jahr durfte ich dann mein Zweites Examen in Münster ablegen. Diese Prüfung wurde geradezu ein Fest. Denn für mich stand im Mittelpunkt ein Gespräch mit Zöllner über die Bedeutung der „Werke“ im Römer- und Jakobus-Brief. Paulus betont im Römer-Brief, daß Abraham „ohne des Gesetzes Werke“ allein durch den Glauben vor Gott gerecht geworden sei. Jakobus aber sagt: „Ist nicht Abraham, unser Vater, durch die Werke gerecht geworden?“ Zöllner fragte mich, widersprach meiner Antwort, die andern Herren der Prüfungskommission griffen ein. Es wurde ein munteres Gespräch. Das Ende war, daß ich recht gut zensiert wurde.

Und nun schickte man mich als Hilfsprediger in einen östlichen Randbezirk von Bielefeld, in die Petri-Gemeinde.

Mitten im Bezirk lag eine kleine provisorische Kirche. Über dem Kirchsaal war meine Wohnung.

Wenn ein Mensch der heutigen Wohlstandsgesellschaft unsere damalige Wohnung besucht hätte, würde er wohl die Nase gerümpft haben. Da stand als bestes Möbelstück ein kleines Schränkchen, das wir für 60 Millionen Mark gekauft hatten. Als wir es aufstellten, hätte es gewiß schon 200 Millionen gekostet. So war es in der damaligen Zeit der Inflation und Geldentwertung bestellt. Statt Küchenmöbel hatten wir nur Kisten, die mit bunten, billigen Vorhängen versehen waren. Einen Tisch hatte ich geerbt. Und außer den billigen Stühlen gab es merkwürdig gebrechliche Korbmöbel. Das Glanzstück allerdings war ein Klavier, das wir mit freundlicher Hilfe anderer erstanden hatten.

Es ging schon recht armselig zu in der kleinen Wohnung.